

# HISTORISCHE MONATSBLÄTTER

für die Provinz Posen

Jahrg. XVIII

Posen, Juli/August 1917

Nr. 7/8

Lüdtke F., Johann Heinrich Deinhardt. Ein Beitrag zu seinem Leben und seiner Art.

## Johann Heinrich Deinhardt.

Ein Beitrag zu seinem Leben und seiner Art.

Von

Franz Lüdtke.

In einem Zeitalter wie dem unsrigen, da die Technik unerhörte Triumphe feiert, da der Verkehr — jetzt freilich durch den furchtbarsten aller Kriege gehemmt — nie geahnten Umfang angenommen hat, da jeder Tag, jede Stunde mit Neuem, Staunenswertem, aber kaum noch Angestauntem auf unsere Nerven eindringt — in einem Zeitalter, das der Menschheit irgendwelche Überraschungen kaum mehr bringen kann, überrascht gelegentlich die Erinnerung, dass es ehemals so ganz anders war. Wir brauchen nur ein wenig zurückzugehen in der Geschichte, in jene Jahre etwa, „da der Grossvater die Grossmutter nahm“ — und siehe, es ist, als ob die Schnelligkeit im Szenenwechsel kaum glaublich sei. In welcher Ruhe des Daseins sonnten sich doch unsere Altvorderen, mit welcher Behaglichkeit umkleideten sie ihr Leben, welch ein Bedürfnis nach tiefinnerlicher Bildung besaßen sie doch, und — damit hängt alles das Genannte schliesslich zusammen — wieviel Zeit hatten sie! Nicht, als ob ihr Tagewerk nicht auch rüstig ausgefüllt gewesen wäre, nicht, als ob sie nicht fleissig geschafft hätten von früh bis spät, nicht, als ob nicht Fragen des geistigen und politischen Lebens auch sie aufs tiefste bewegt und erschüttert hätten — aber die Zeit selbst war damals eine andere, sie hetzte nicht so auf Siebenmeilenstiefeln wie heute, sie spannte die Nerven und Muskeln nicht so in die Fron wie

jetzt, sie hatte noch etwas Altväterisches an sich. In solch ein Zeitalter fällt das Leben Johann Heinrich Deinhardts. In seiner Person verkörpert es sich gewissermassen, mit aller Tiefgründigkeit und Beschaulichkeit, aber auch mit all den Problemen, an denen es — in politischer wie nationaler, religiöser wie pädagogischer Beziehung — reich genug war.

Schon 1873 schreibt Deinhardts Biograph Theodor Bach<sup>1)</sup>: „Sein Haupt ist noch umgeben von dem Abglanz der klassischen Zeit, deren humane Bildung wir festhalten sollen, deren Ideenreichtum wir uns nicht schmälern, deren Idealität wir uns nicht verloren gehen lassen dürfen. . . . Es war in jenen idealen Gestalten ein Adel und eine heitere Energie der Humanität, eine allseitige Kraft menschlichen Empfindens, von deren Verschwinden viele schon jetzt nichts wissen, weil sie ihren letzten untersinkenden Glanz nicht gesehen haben!“

\* \* \*

In Thüringen, das er sein ganzes Leben hindurch aufs innigste liebte, und wo er gar zu gern während seiner Ferien weilte, wurde er am 15. Juli 1805 geboren, in dem anmutigen Dörfchen Niederzimmern, als Sohn freier Bauern, der Jüngste unter sechs Geschwistern. Er hat dort eine in jeder Weise glückliche Kindheit verlebt, in die auch noch die Franzosenzeit eindrucksvoll hineinspielte. Als „kluger Junge“ wurde er 1815 nach Erfurt geschickt, zuerst auf die Parochialschule, dann auf das Gymnasium. Mathematik und Geschichte waren seine Lieblingsfächer, sein Held aber war Schiller, von dem er nach der idealen Seite hin aufs stärkste beeinflusst wurde.

Ostern 1825 konnte er die Universität Berlin beziehen. Trotz wirtschaftlicher Nöte hat er hier drei fröhliche, fleissige Jahre verlebt. Er hörte philologische, historische, mathematische, naturwissenschaftliche, astronomische und philosophische Vorlesungen; von seinen Lehrern seien Hegel, Boeckh, Fr. v. Raumer, Ohm, Ideler, Encke, Erman und Karl Ritter genannt; auch hörte er die Vorträge Alexanders von Humboldt über physische Geographie. Besonders machte die Hegelsche Philosophie den tiefsten Eindruck auf ihn; noch spät erinnert er sich gern an das „philosophische Leben“, den „reichen Geist“ und die „unvergängliche ideale Anregung“ jener Zeit.

<sup>1)</sup> Theodor Bach, verstorben als Realgymnasialdirektor in Berlin, war 1844 bis 1852 Deinhardts Schüler gewesen und stand dann bis Deinhardts Tode in freundschaftlichem brieflichen und persönlichen Verkehr mit diesem. Er hat dem verewigten Lehrer ein schönes biographisches Denkmal gesetzt in der ausführlichen Abhandlung: „Johann Heinrich Deinhardt. Ein Beitrag zur Geschichte des Preussischen Gymnasialwesens“. (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, zweite Abteilung. 1873.)

Ostern 1828 wurde er an das Gymnasium zu Wittenberg berufen; bald darauf bestand er die Prüfung Pro facultate docendi und wurde als Subconrektor angestellt, um später in die Subrectorstelle aufzurücken.

Die Wittenberger Jahre sind für Deinhardt innerlich wie äusserlich von grösster Bedeutung geworden.

Hatte ihn die Beschäftigung mit Hegel zur Schärfe und Klarheit gedanklichen Erfassens geführt, so wuchs nunmehr in der Lutherstadt ein starkes religiöses Verlangen in seiner Seele empor. Der Drang nach Erlösung führte ihn mehr und mehr zur Bibel; er begann theologische, religionsphilosophische und hebräische Studien. „Dieses Treiben“, so erzählt er später (vergl. Th. Bach), „ging tief ins Innerste meines Geistes und Gemütes, und das Prinzip der Sittlichkeit, was dem Christentum zugrunde liegt, wurde daher von da ab auch mein eigenes. Das fortgesetzte Studium der Philosophie mässigte und verallgemeinerte dieses religiöse, in seiner Innigkeit und Schärfe an den Pietismus grenzende Streben.“ Das Ergebnis seiner inneren Kämpfe war „die gestärkte Fähigkeit, sich höheren Interessen ganz hinzugeben“ und „die hohe und heitere Klarheit des Geistes, die ihn in späteren Jahren auszeichnete.“ (Th. Bach.) Einen grossen Einfluss übte auf ihn Wittenbergs erster Geistlicher, der Archidiakon und Superintendent Dr. Heubner, aus. Deinhardt war durch den Oberlehrer Hermann Schmidt<sup>1)</sup> in einen pietistisch gesinnten Kreis hineingekommen, der in Heubner seinen Mittelpunkt hatte<sup>2)</sup>, und der auch Deinhardt „zu einer wahrhaft befriedigenden Gemütsstimmung verhalf.“ (A. Sturm.)<sup>3)</sup>

Indessen war Deinhardts ganze Art zu philosophisch, als dass er auf die Dauer in der vielfach starren Kirchlichkeit dieses Kreises Genüge finden konnte. Es zeigen denn auch die im Anhang veröffentlichten Briefstellen, wie er bei aller herzlichen

---

<sup>1)</sup> Bis 1836 Oberlehrer in Wittenberg, dann Rektor des Gymnasiums zu Friedland in Mecklenburg, später Direktor des Wittenberger Gymnasiums, Deinhardts Schwager und innigster Freund; Vater des nachmaligen Oberlehrers am Bromberger Gymnasium Prof. Leonhard Schmidt.

<sup>2)</sup> „Ich habe ihn [Heubner] wieder besucht und grosses Vertrauen und Liebe gefunden.“ (Brief Deinhardts an H. Schmidt, Wittenberg, 14. Mai 1836.) — Die Briefe Deinhardts aus den dreissiger Jahren atmen durchaus den Geist des Pietismus. Das von Heubner angebotene „Du“ nimmt er allerdings nicht an. (Wie oben, 6. September 1837.)

<sup>3)</sup> Adelheid Sturm, geb. Deinhardt: „Lebenserinnerungen einer Professorenfrau.“ [Privatdruck, 69 S. 8<sup>o</sup>, von Rudolf Sturm herausgegeben, gedruckt bei H. Fleischmann, Breslau.] Adelheid Deinhardt, die jüngste Tochter Deinhardts, heiratete den Bromberger Oberlehrer Dr. Sturm, der später Professor am Polytechnikum in Darmstadt, weiterhin Professor an den Universitäten Münster und Breslau wurde. Nach dem Tode seiner Gattin (1911) gab Sturm die etwa 1906 abgeschlossenen „Lebenserinnerungen“ heraus.

Verehrung sich doch langsam von der Richtung Heubners entfernt. So schreibt auch Adelheid Sturm in ihren „Lebenserinnerungen einer Professorenfrau“ über den Vater:

„Wie alle geistig bedeutenden Menschen hat auch mein Vater Wandlungen in dieser Beziehung durchgemacht. Ich, die ich ihn in der Wittenberger Zeit noch nicht mit Bewusstsein kannte, habe meinen Vater in späteren Jahren wohl immer als tief religiösen, aber nicht kirchlichen Mann gekannt; denn alles Nachaussentreten des religiösen Gefühls war ihm unangenehm. In Wittenberg war das anders, dort gingen die hervorragendsten Männer regelmässig zur Kirche; man hatte seine Kränzchen, in denen man nicht, wie später, über Politik, sondern über die tiefsten Probleme der Seele seine Gedanken austauschte. Damals entstand die in den 1869 veröffentlichten „Kleinen Schriften“ meines Vaters enthaltene Abhandlung „David und Jonathan“, die mich ganz fremd anweht . . .“

Weiterhin wurde die Wittenberger Oberlehrerzeit für Deinhardt insofern bedeutungsvoll, als er hier seine grundlegenden Anschauungen über das Wesen des Gymnasiums gewann und Musse fand, sie in seinem Hauptwerke niederzulegen: „Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit.“ (Hamburg 1837, bei Friedrich Perthes.) Es ist hier nicht der Ort, auf die pädagogische Bedeutung der Schrift oder auf ihren Inhalt näher einzugehen. Nur eins sei bemerkt. Deinhardt sieht die Aufgabe des Gymnasiums in der Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes, in der Erkennung und Darstellung der Wahrheit; in welcher Weise für diesen Zweck die einzelnen Fächer von Belang sind, wird ausführlich dargelegt. Nur auf eins sei hingewiesen, auf Deinhardts Auffassung vom Geschichtsunterricht. Da bekennt er sich als ein Feind des „elenden Kosmopolitismus“, als ein warmherziger Deutscher. Die vaterländische Geschichte soll, so verlangt er, eingehender behandelt werden als die römische; die Gemeinschaft der Schule selbst aber soll ein Abbild des Staatsorganismus im kleinen sein; Ausflüge, Turnspiele, vaterländische Feste sollen den Schüler immer mehr in seinem Staatsgefühl stärken. Hier sehen wir bereits den späteren heissblütigen Patrioten sich entwickeln — nur dass er unter dem pietistischen Einfluss Wittenbergs noch Christentum und Kirche für die unerlässliche Vorbedingung wahrer Staatsgesinnung hält.

Der Erfolg seiner Schrift war ein grosser; zahlreiche Besprechungen rühmten das Buch; auf die Verfügungen des Ministeriums hat es Einfluss gewonnen; im Jahre 1858 erschien in Amsterdam eine niederländische Übersetzung.

Doch noch in weiterer Hinsicht wurde Wittenberg für Deinhardt bedeutsam. Am 18. Oktober 1833 führte er die Schwester seines

oben genannten Freundes Hermann Schmidt, Wilhelmine, heim. Dadurch gewinnt sein Leben einen neuen Inhalt. Zugleich aber festigt sich die Freundschaft, die ihn an Hermann Schmidt knüpft, in solchem Masse, dass sie sich zu einer wahrhaft idealen Höhe erhebt. Dieses Gefühl ist wohl der leuchtendste Stern in Deinhardts Leben gewesen; er wird nicht müde, dem Glücksempfinden, das ihn beseelt, in seinen Briefen immer neuen Ausdruck zu geben und voller Dankbarkeit den Freund als seinen „guten Genius“ zu preisen.

Seine wirtschaftlichen Verhältnisse waren freilich nicht glänzend<sup>1)</sup>; trotzdem lebte er mit Frau und Kindern (drei Töchter wurden ihm geboren) in innig-herzlicher Gemütlichkeit, ja, der bescheidene Mann konnte sich mehrfache Erholungsreisen gönnen, die für den Überarbeiteten stets eine Quelle neuer seelischer und körperlicher Kräftigung wurden. Aber auch das idyllische Leben im Familien- und Freundeskreise war für ihn ein dauernder Gesundbrunnen. Gern liest er den Seinigen vor; ein gutes Glas Wein verachtet er nicht. Den „Herbstling“, den ersten Schneefall, feiert er auch in Bromberg in schlichter, aber stimmungsvoller Art. So versteht er, um das Leben Heiterkeit und Schönheit sich ranken zu lassen.

Seine Hauptarbeit ist neben der Schule der inneren Erkenntnis geweiht, und so entwickelt er sich, in Kämpfen mit sich selbst, immer mehr von einem „Frommen“ zu einem „Weisen“. Seine wissenschaftlichen Vorträge, die er auch vor einer grösseren Öffentlichkeit zu halten pflegte, und seine Schriften geben Zeugnis davon; ich nenne von letzteren nur die beiden: „Der Begriff der Seele mit Rücksicht auf Aristoteles“ (Hamburg 1840) und „Beiträge zur religiösen Erkenntnis“ (ebenda 1844).

Das Ministerium war, wie schon berichtet, auf Deinhardt aufmerksam geworden; mehrfach hatte er Besprechungen in Berlin, er wurde mit der Ausarbeitung einer „Instruktion für den Religionsunterricht auf Gymnasien“ betraut, und man machte ihm allerlei Hoffnungen auf Beförderung in eine Universitätsprofessur oder in eine Schulratstelle. Doch gingen solche Erwartungen zunächst noch nicht in Erfüllung, ja, als er sich um das freigewordene Direktorat seiner Wittenberger Anstalt bewarb und abgewiesen

<sup>1)</sup> Da Th. Bach wie A. Sturm übereinstimmend berichten, sein Gehalt habe während der ganzen Wittenberger Zeit nur jährlich 550 Taler betragen, so sei der Genauigkeit halber festgestellt, dass die Subrektorstelle, in die Deinhardt eingerückt war, mit 600 Talern dotiert war, wozu auch noch die Einkünfte einer Schullendantur, mehrfache behördliche Beihilfen und die Einnahmen aus dem Halten von Pensionären kamen. Die Berufung nach Bromberg freilich bedeutete für Deinhardt auch in wirtschaftlicher Hinsicht einen tüchtigen Sprung vorwärts, da sein Einkommen hier sofort 1200 Taler neben freier Wohnung betrug.

wurde<sup>1)</sup>, empfand er eine starke Enttäuschung. Endlich wurde er Ostern 1844 zum Direktor des Bromberger Gymnasiums berufen<sup>2)</sup>, und so beginnt ein neuer Abschnitt seines Lebens.

„Bromberg“, so berichtet A. Sturm, „lag einem Mitteldeutschen unendlich fern; meine Mutter hatte früher wohl kaum den Namen dieser Stadt nennen hören, wie überhaupt die Provinz Posen den meisten Deutschen ein unbekanntes Land war.“ Mit dem Postwagen reiste man von Berlin aus drei Tage, ehe man an den Bestimmungsort kam; die Sachen mussten den langsamen Wasserweg machen. Die Verhältnisse am Gymnasium waren damals nicht die erfreulichsten. War schon durch das (numerisch nicht allzustarke) nationalpolnische Schülerelement ein gewisser Zwiespalt vorhanden, so klappte vor allem zwischen Lehrer- und Bürgerschaft ein Riss; die Eltern glaubten ihre Söhne zumal in den alten Sprachen überbürdet, fanden die Disziplin zu streng, neigten vielfach überhaupt mehr der realen Bildung zu. Diese Beschwerden hatten zu einer Eingabe an das Ministerium geführt. Zwar ging die Schule aus der Untersuchung gerechtfertigt hervor, indessen blieb eine starke Verstimmung auf beiden Seiten zurück.

Deinhardt hatte nun keine leichte Aufgabe, zumal auch das Lehrerkollegium durchaus nicht einheitlichen Charakters war. Aber es gelang ihm allmählich, die Gegensätze zu versöhnen, die Lehrerschaft in dem Geiste des Idealismus zu einigen und das Vertrauen der Eltern zu erwerben. Freilich war es ein oft dorniger Weg, der zu diesem Ziele führte, aber — er führte dazu! Über die Art, wie er sich zu dem Kollegium stellte, belehren am besten seine eigenen Worte, Worte, wie sie beherzigenswerter nicht zu denken sind: „Gewinnen die Lehrer durch des Direktors ganzes Verhalten die Überzeugung, dass er es durch und durch redlich meint, dass er frei ist von Eitelkeit und Eigennutz; können sie sich alle darauf verlassen, dass er stets das Wohl der Anstalt im Auge hat und dass er zu seinen Mitarbeitern ein herzliches Verhältnis hat und ihr Bestes nach Kräften fördert; hat er überhaupt die allgemeinen Eigenschaften, die man von einem edlen und wohlwollenden Menschen verlangt, so ist damit schon sehr viel gewonnen. Verbindet der Direktor mit diesen allgemeinen moralischen Eigenschaften dann auch die Fähigkeit, an seinen Kollegen die positiven Seiten herauszufinden, das Gute, was er nur irgend finden kann, bereitwillig anzuerkennen, auch in

<sup>1)</sup> Vielleicht, weil er damals bereits als „liberal“ galt. Schon 1841 wurde ihm in manchen Berliner Kreisen zum Vorwurf gemacht, dass er den oppositionellen „Halleschen Jahrbüchern“ zuneige. (Brief v. 9. Juli 1841.)

<sup>2)</sup> Das colloquium pro rectoratu wurde von der Wissenschaftlichen Prüfungskommission in Halle veranstaltet.

dem Falle, wo ihn einzelne seiner Kollegen an Kenntnissen oder sonstiger Tüchtigkeit übertreffen, die Vorzüge derselben neidlos zu schätzen und zum Besten der Anstalt zu benutzen, und weiss er jeden an den Ort zu stellen, wohin er gehört, so ist er schon befähigt, sich an der Spitze der Anstalt und des Lehrerkollegiums zu halten.“ (Bach 546.) Solche von ihm aufs treueste befolgten Grundsätze schufen dann auch jenes ideale Verhältnis zwischen ihm und seinen Amtsgenossen<sup>1)</sup>, durch das in der Folge das Bromberger Gymnasium zu einer vorher nicht geahnten Höhe emporgehoben wurde. Deinhardt verstand es, seine Mitarbeiter mit dem idealen Sinn, dem Geiste der Humanität und Liebe, der Religiosität und Philosophie zu erfüllen, der ihn selbst beseelte; er verstand es ferner, Lehrer (auch aus Sachsen) für die Anstalt zu gewinnen, die ganz in diesem Geiste wirkten. Pädagogisch wie wissenschaftlich stand das Kollegium, das sich also um ihn scharte, auf der Höhe.

Aber die Wirksamkeit im Schulbetriebe war nicht Deinhardts alleiniges Ziel; die Bromberger Gymnasiallehrer sollten auch nach aussen hin sich betätigen. Wie schon in Wittenberg, so regte er auch hier die Gründung wissenschaftlicher Gesellschaften und das Halten wissenschaftlicher Vorträge und Vorlesungen an — mit reichem Erfolge. Nicht nur er selbst, auch seine Amtsgenossen stellten sich in den Dienst des allgemeinen Bildungstrebens, und eine zahlreiche Hörerschaft folgte gern dem Gebotenen. In seinen Briefen geht er immer wieder auf diese ihm am Herzen liegende Angelegenheit ein. So kritisiert er (25. Januar 1856) sich selbst: seine Abhandlung über Schillers ästhetische Ideen sei „gewiss über den Horizont der Hälfte seiner Zuhörer hinausgegangen, wenn sie auch manche gute Anregung mag hinterlassen haben.“ Stark verurteilt er den trockenen Vortrag eines Predigers über die deutschen Brüdergemeinden: „Das Thema hätte so viel Anregendes darbieten können, und ich hätte es selbst mit grosser Liebe behandeln mögen“, denn er habe ja früher für die Brüdergemeinden geschwärmt. „Aber einen solchen äusserlichen Mischmasch von dürren Notizen habe ich lange nicht gehört.“ Andere Vorträge rühmt er, besonders die von Kollegen. Am meisten habe ihm wie den Hörern die geistvolle Vorlesung des Oberlehrers Marg über die Rezitationen der Dichter in der römischen Kaiserzeit gefallen; da sei Leben und Humor zu spüren gewesen! „Zuletzt wurde er (Marg) förmlich dramatisch, indem er die Zuhörer aufforderte, sich auf den Flügeln der Phantasie

<sup>1)</sup> Bezeichnend für Deinhardt ist sein Antrag beim Posener Provinzial-Schulkollegium: es möchten zu den Direktoren-Konferenzen auch Oberlehrer — von jeder Anstalt ein vom Kollegium gewählter — zugelassen werden.

mit dem Redner nach Rom zu begeben und einer Vorlesung des Nero und dann des Fronto<sup>1)</sup> beizuwohnen. An Seitenhieben auf analoge Erscheinungen unserer Zeit fehlte es nicht.“<sup>2)</sup>

Besonders rühmend ist es, dass Deinhardt die Honorare für diese Vorträge zu gemeinnützigen Stiftungen bestimmte: für Unterstützung der Witwen und unverheirateten Töchter von Amtsgenossen, ferner für Prämien, durch die alljährlich der beste deutsche Primaneraufsatz belohnt werden sollte. Überhaupt ist Deinhardt stets da zu finden, wo es gilt, menschliche Not zu lindern.

Dass sich ein gleichgestimmter Freundeskreis um Deinhardt sammelte, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Ausser den Amtsgenossen (Fechner, Breda, Krüger u. a.) seien der Regierungs- und Schulrat Nepilly sowie der Prediger Lenz (in Krone a. d. Brahe) genannt. Auf Spaziergängen, die fast täglich zur „Vierten Schleuse“ führten, wurden aufs eifrigste die Meinungen ausgetauscht.

Deinhardts Anschauungen hatten sich bereits in Wittenberg in mancher Beziehung gewandelt. Von der zum Pietismus neigenden Orthodoxie hatte er sich zu einer zwar tief-innerlichen, aber mehr philosophisch-freien Religiosität durchgekämpft; Hand in Hand damit vollzog sich die Wendung zu jenem Liberalismus, der in der deutschen Einheit und Stärke, zugleich aber auch in einer freieren Gestaltung des staatlichen Lebens seine politischen Ideale sah.

Dass diese Wendung sich bereits in Wittenberg anbahnte, geht aus Deinhardts Briefen hervor; das sei Th. Bach gegenüber betont, der solche Wandlung in die Bromberger Zeit verlegt. Seine Briefe von 1841 sprechen für meine Ansicht deutlich genug<sup>3)</sup>. Aber zweifellos hat sich Deinhardts deutsche — und, was damals fast gleichbedeutend erschien, liberale — Lebensanschauung auf dem national umstrittenen Boden der Ostmark erst wirklich vertieft. Denn hier kam es auf mehr als auf blosses Schwärmen an; hier war Kampfgebiet! Demokrat und Preussenfeind jedoch ist Deinhardt nie gewesen, in keinem Augenblicke seines Lebens, selbst in den bittersten nicht. Er fühlte da zu stark als Preusse und als Monarchist!

<sup>1)</sup> Lehrer Marc Aurels.

<sup>2)</sup> Am 30. Dezember 1855 schreibt er, „ . . . dass diese Einrichtung (der Vorträge) wahrscheinlich eine stehende werden und dazu dienen wird, den Lehrerstand Brombergs als den wissenschaftlich gebildeten Stand vor dem Publikum entschieden hinzustellen“. Mit aus solchen Anregungen Deinhardts sind dann später die wissenschaftlichen Gesellschaften Brombergs und in letzter Linie die heutige „Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft“ hervorgegangen.

<sup>3)</sup> Am 6. Januar 1842 bezeichnet er ein in Rossleben gestelltes Aufsatzthema: „Verderblicher Einfluss der Revolutionen“ als „verdreht“ und fügt hinzu: „Die armen Schüler!“ Besonders charakteristisch ist ein Brief vom 24. März 1841, in dem allerlei Fragen der Tagespolitik gestreift werden.



Mit Freude begrüßte er die freieren Regungen in den deutschen Kirchen: im Katholizismus die auf die Bildung einer romfreien Staatskirche hinzielende Bewegung, im Protestantismus das Wirken der „Lichtfreunde“. Er konnte sich daher nicht dazu entschliessen, eine in Bromberg<sup>1)</sup> gegen die Lichtfreunde gerichtete Adresse zu unterzeichnen — wie ihm überhaupt jeder Zwang und zumal jeder staatliche Machteingriff rein geistigen Dingen gegenüber zuwider war<sup>2)</sup>. Dass er auch seine Schüler auf das kommende grosse, geeinte Deutschland vorbereitete, ist selbstverständlich. Gern gab er Aufsätze und Redetübungen, die auf nationale Fragen zielten, und so erfüllten sich seine Zöglinge mit echt deutschem Geiste. Im Festsale des Gymnasiums liess er eine Fahne in den deutschen Farben aufhängen. Tief schmerzte es ihn, dass das Grossherzogtum Posen nicht zum Deutschen Bunde gehörte; dass es aber deutsch sei und bleiben müsse, das sprach er unverhohlen aus und erregte dadurch den Zorn der polnischen Hitzköpfe. So hatte denn naturgemäss die revolutionäre Bewegung der Polen von 1846 für den Fall ihres Sieges bereits Deinhardts Absetzung beschlossen und seinen Nachfolger bestimmt.

Aeusserlich wie innerlich bedeutete das Jahr 1848 einen Höhepunkt in Deinhardts Leben. Alles, was er und die deutschen Patrioten ersehnt, schien in Erfüllung zu gehen. Aber gleichzeitig war der deutsche Charakter des Grossherzogtums bedroht, der polnische Aufstand loderte rings im Lande empor und rief die treue Bevölkerung Brombergs in die Schranken<sup>3)</sup>. An Schulunterricht war nicht zu denken; ein Teil der Zöglinge war geflohen und wurde von den Eltern zurückgehalten, die Schüler der oberen Klassen traten in die freiwillige Bürgerwehr ein. Das Vertrauen der Bromberger berief Deinhardt unter die Führer der nationalen Volksbewegung, und so sehen wir ihn denn wiederholt als Redner auftreten, am 9. April bei der grossen patriotischen Versammlung auf dem Neuen Markt, am 21. Mai bei dem aus Anlass der Aufnahme des Netzedistrikts in den Deutschen Bund veranstalteten Volksfeier und bei anderen Gelegenheiten. Freudig schlug sein Herz, als das Werk gelungen und die Zukunft Brombergs sicher gestellt war. Aber ehe es soweit war, hatte es auch gar manche Stunde bangen Zweifels gegeben, zumal bei der Unentschlossenheit des Ministeriums in Berlin. Stand doch bei einer Polonisierung Brombergs auch Deinhardts Existenz

1) Vgl. Th. Bach 469.

2) Noch 1864 missbilligt er aufs schärfste die gegen das Schmeckelsche Jesusbuch gerichtete, u. a. in zahlreichen Adressen zum Ausdruck kommende, von der Orthodoxie ins Leben gerufene Agitation.

3) Vgl. Friedrich Koch: Bromberg im Jahre 1848, ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Stadt. (Historische Monatsblätter für die Provinz Posen XIV, 97 folg.) Darin ist auch Deinhardts Wirken berücksichtigt.

auf dem Spiele! Einen Einblick in die dramatisch bewegte Stimmung der Märztage gewährt der von mir im Anhang abgedruckte Brief.

Einmal in die politische Bewegung hineingerissen, blieb Deinhardt, vom Vertrauen weiter Kreise getragen, auch ferner in ihr tätig und zwar im Sinne der liberalen Einheitsbestrebungen. Deutsche Einheit, deutsches Kaisertum, eine Verfassung, ein einheitliches Heer, eine deutsche Kriegsflotte — darauf zielte seine Arbeit; in Zeitungsartikeln, in Reden<sup>1)</sup> vertrat er solche Ideale.

Schnell aber kam der Rückschlag. Gegen das „Deutschtum“ trat das „Preussentum“ auf, die Preussenvereine begannen ihr Wirken, die Reaktion erhob das Haupt. Dazu die schliessliche Unfruchtbarkeit des Frankfurter Parlaments und der „Rückzug“ der Gothaer! Aufs schwerste litt Deinhardt unter der Hoffnungslosigkeit, die die gesamte Lage charakterisierte; und als die politische Gegnerschaft ihn wegen seiner liberalen Gesinnung aufs heftigste angriff, als die „Neue Preussische (Kreuz-)Zeitung“ ihn öffentlich als das Haupt der Bromberger „Demokraten“ denunzierte, dessen Einfluss auf die Jugend ein verderblicher sei — da begann eine wahre Leidenszeit für Deinhardt. Johannes Schulze und Kortüm, seine früheren Gönner im Ministerium, durchaus keine Reaktionäre, rückten doch scharf von ihm ab; Kortüm tadelte ihn leidenschaftlich, warf ihm vor, er habe sich an der Steuerverweigerung beteiligt (was Deinhardt als Lüge bezeichnete), und verlangte, Deinhardt solle sein Verhalten als Uebereilung entschuldigen. „Ich konnte“, erwiderte der Beschuldigte, „ihm aber nur erklären, dass ich nach Pflicht und Gewissen gehandelt und nichts bereue, obwohl ich wegen der Erfahrungen, die ich gemacht, bereits ein halbes Jahr keinen Anteil an irgend einer politischen Versammlung genommen<sup>2)</sup>.“ Trotzdem erhielt Deinhardt am 6. September 1849 eine scharfe Verwarnung. Auch wurde nunmehr seine ganze pädagogische Art verurteilt; er habe den Gymnasialunterricht in die Sphäre der Universität erhoben, Geschichtsphilosophie statt Geschichte, Aesthetik statt Literatur gelehrt und ungünstig auf die Schüler gewirkt. Die viertägige Revision durch den neu nach Posen gekommenen, als reaktionär geltenden Provinzialschulrat Lucas hatte (natürlich!) allerlei zu bemängeln, konnte die wissenschaftlichen Leistungen des Gymnasiums indessen nicht verkennen; später wurden Deinhardt und Lucas sogar ganz gute Freunde. Immerhin wurden Deinhardt

<sup>1)</sup> Der mir für diesen Aufsatz gewährte Raum gestattet es nicht, auf die z. T. noch erhaltenen Reden Deinhardts näher einzugehen. Ich hoffe, sie später in einer besonderen Arbeit abdrucken zu dürfen. Vgl. auch Th. Bach 550.

<sup>2)</sup> Vgl. Th. Bach 552.

diese Jahre redlich vergällt. Den Redakteur Wagner von der Kreuzzeitung hatte er wegen Beleidigung seiner Amtsehre verklagt, doch wurde der Prozess — nach bewährten Mustern solcher Prozesse während der Reaktionszeit — gegen seinen Willen niedergeschlagen. Als zwei Polen ihn in seiner Wohnung mit Knütteln überfielen, wurden sie zwar von dem zuständigen Gericht verurteilt, dann aber begnadigt<sup>1)</sup> — es fehlte nur, dass sie noch eine Belohnung erhielten, denn einen „Demokraten“ niederzuknütteln, war doch eigentlich ein Verdienst. (Man erinnere sich, dass der berüchtigte Denunziant Emil Lindenberg 16 oder 18mal begnadigt wurde!)

Alles das musste Deinhardt natürlich verbittern, und so sehnte er sich von Bromberg, dem er so viel gegeben hatte, und das ihm trotzdem keine Heimat geworden war, fort. Am liebsten wäre er nach seinem Sachsen oder Thüringen gegangen; aber er war auch bereit, eine Direktorstelle in Mecklenburg (Parchim) anzunehmen, indessen zerschlug sich die Sache. Jedenfalls sind seine Briefe aus dieser Zeit düsterer als sonst, selbst Todesahnungen stellen sich ein. Doch er hielt sich aufrecht und arbeitete mit erhöhtem Eifer. Bald wichen auch die trübsten Wolken. Schon 1852 erklärte der Oberpräsident von Puttkammer das Gymnasium für eine Musteranstalt, und zu Lucas Nachfolger entwickelte sich sogar eine Art herzlicher Freundschaft. Bald vergass man dann das Vergangene, und als die „Neue Aera“ begann, erhielt Deinhardt den Roten Adlerorden. Damit kann man wohl sagen, war auch äusserlich der Friedensschluss feierlich bekräftigt. Auf der Posener Direktorenkonferenz von 1867 wurde Deinhardt von dem Oberpräsidenten von Horn mit ganz besonderer Auszeichnung behandelt, und zu dem 50. Jahrestag des Bestehens der Anstalt erhielt er den Roten Adlerorden 3. Klasse. Nicht zu vergessen ist, dass er 1860 beim Jubiläum der Berliner Universität von der Philosophischen Fakultät zum Dr. honoris causa promoviert wurde. So senkten sich nach soviel bösen Erfahrungen auf sein alterndes Haupt noch mancherlei Ehrungen äusserer Art, die immerhin einen feierlichen Schimmer über das letzte Jahrzehnt seines Lebens bereiteten.

Es bliebe noch übrig, die wichtigsten Schriften der Bromberger Zeit zu nennen, die er zumeist als Schulprogramme veröffentlichte: „Ueber den Gegensatz des Pantheismus und des Deismus in den vorchristlichen Religionen“ (1845), „Von dem Idealen mit besonderer Rücksicht auf die bildende Kunst und die Poesie“ (1853), „Der Begriff der Bildung mit besonderer Rücksicht auf die höhere

<sup>1)</sup> Vgl. Georg Kaufmann, Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. S. 444.

Schulbildung der Gegenwart“ (1855), „Der Begriff der Religion“ (1859), „Gemütsleben und Gemütsbildung“ (1861), „Über die Vernunftgründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele“ (1863), „Über den Inhalt und Zusammenhang von Platons Symposion“ (1865), „Die Entwicklung des Menschen zur Willensfreiheit“ (1867). Dazu kommt ein Büchlein über die Dispositionslehre (1858) und eins: „Leben und Charakter des Wandsbecker Boten Matthias Claudius“ (1864), ferner seine sehr bedeutende und umfangreiche Mitarbeit an den führenden pädagogischen Zeitschriften und an K. A. Schmidts Enzyklopädie<sup>1)</sup>. Wahrlich, ein reicher Lebens- und Schaffensinhalt!

Herzlich blieb das Verhältnis zu seinen Freunden und seiner Familie. Die beiden ältesten Töchter verliessen als Gattinnen tüchtiger Männer das Elternhaus; die jüngste verlobte sich mit einem Lehrer des Bromberger Gymnasiums<sup>2)</sup>. Der grösste Schmerz traf Deinhardt, als ihm 1863 seine Frau entrissen wurde; er hat sie nur um vier Jahre überlebt. Seinen deutschen Idealen wahrte er die Treue, ohne jedoch noch politisch für sie einzutreten. Aber er liess es sich nicht nehmen, in die Herzen seiner Schüler die Saat des nationalen Gedankens auch weiterhin zu streuen und in den Aufsätzen, die er den Primanern gab, von des Vaterlandes Grösse und künftiger Einheit sprechen zu lassen. Seit der „Neuen Aera“ gab es hin und wieder auch Veranlassung, vor einer grösseren Oeffentlichkeit (und sei es auch nur im Rahmen einer Schulfeierlichkeit) von alten, immer jungen Hoffnungen zu reden. So beteiligte sich das Gymnasium 1861 an der Grundsteinlegung, 1862 an der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Grossen; 1863 sprach Deinhardt bei der Feier des vor 50 Jahren erlassenen „Aufrufs an mein Volk“; 1865 war der fünfzigjährige Gedenktag der Wiedereinverleibung der Provinz Posen; Deinhardts Rede hatte zum Gegenstand: „Inwiefern ist es von welthistorischer Bedeutung, dass das Grossherzogtum Posen dem Preussischen Szepter ist unterworfen worden?“

Wie er zu Bismarck, wie er zu den Ergebnissen von 1864 stand — wir wissen es nicht; aber ahnungsfroh schreibt er in das (Michaelis-)Programm von 1866 die Worte:

„. . . So sehr wir auch die Eltern der Gefallenen . . . bedauern müssen, so tröstet uns doch auch das Bewusstsein, dass

<sup>1)</sup> Eine Anzahl einzelner Abhandlungen ist nach Deinhardts Tode von seinem Bromberger Amtsgenossen Fechner unter dem Titel „Kleine Schriften“ herausgegeben worden. — Vgl. auch meinen Aufsatz: „Bemerkungen zur Aufsatzfrage vor 75 Jahren“. (Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1917.)

<sup>2)</sup> Adelheid Sturm, die spätere Verfasserin der „Erinnerungen einer Professorenfrau“.

sie den Tod fürs Vaterland gestorben sind, der von jeher mit Recht als der ehrenvollste und schönste Tod gepriesen worden. Wenn überhaupt die Opfer aller Art, die der kurze Krieg gekostet hat, ausserordentlich gross sind, so können wir sie doch um so weniger bedauern, je grösser und nachhaltiger die Resultate sind, die der Krieg bereits bewirkt hat und in noch höherem Grade bewirken wird. Die glänzenden und fast beispielloser grossen Taten, die unser vaterländisches Heer in diesem Kriege verrichtet hat, stellen die weltgeschichtliche Kraft und Bedeutung unseres Staates, die sich schon in den Freiheitskriegen als der Hort der deutschen Freiheit bewährt hat, von neuem in das volle Licht, und durch dieselben wird, wenn nicht alles täuscht, der innigste Wunsch jedes wahren Deutschen nach Einigung unseres grossen und herrlichen deutschen Vaterlandes seine Erfüllung um ein gut Teil näher gebracht werden . . .“

Deinhardt sollte die endgültige Erfüllung des Barbarossa-traumes nicht mehr erleben. Auch er war ja eigentlich immer leidend gewesen; die dauernde Ueberarbeitung kam dazu, er schonte sich nicht. Das Jahr 1867 hatte noch die Posener Direktorenkonferenz gebracht, und gleich nach den Sommerferien beging das Gymnasium den Gedenktag seines fünfzigjährigen Bestehens. Die Arbeiten häuften sich, sein Körper war ihnen nicht mehr gewachsen. Am 30. Juli war die Hauptfeier — mitten in der Festrede brach er bewusstlos zusammen, am 16. August hatte er ausgelitten, am 19. wurde er bestattet. Gewaltig war die Teilnahme, und die Nachrufe, die ihm in der Presse aller Lager (auch in der Kreuzzeitung) gewidmet wurden, bewiesen, ein wie seltener Mann auf immer die Augen geschlossen hatte.

### Deinhardts Briefe.

Vorbemerkung: Bereits Th. Bach hatte für seine Deinhardt-Biographie zahlreiche Briefe Deinhardts verwerten können. Mir hat der Schwiegersohn Deinhardts, der als Professor der Mathematik an der Breslauer Universität wirkende Geheimrat Dr. Sturm noch 56 Briefe sowie eine grosse Zahl ungedruckter Reden, Aufsätze und Ausarbeitungen freundlichst zur Verfügung gestellt. Aus den Briefen, die mit wenigen Ausnahmen an D.s Freund und Schwager Hermann Schmidt gerichtet sind und den Zeitraum von 1836 bis 1866 umfassen, möchte ich eine Reihe von Auszügen hier zur Veröffentlichung bringen. Bei der Auswahl leitete mich die Absicht, aus den kleinen Einzelzügen ein Charakterbild des bedeutenden Mannes zu geben. Deshalb sind es durchaus nicht Briefe von eigentlich historischer Bedeutung, die ich bringe; ihre Bedeutung liegt mehr im Persönlichen. Aber da die Persönlichkeit D.s mit

Bromberg eng verknüpft wurde und sich in einer geschichtlich denkwürdigen Zeit ausleben konnte, so sind die Briefe auch von zeit-, provinzial- und ortsgeschichtlichem Interesse. Ein grosses Hindernis freilich war für mich der knappe Raum, den ich zur Verfügung hatte, und der mir eben nur hier und da dürftige Auszüge zu geben gestattete. Wieviel lebhafter und farbenfrischer hätte Deinhardts Bild werden können, wenn ich einen grösseren Teil der Briefe in vollem Umfange hätte abdrucken können. So konnte denn der Schulmann und Pädagoge, der Weise und Philosoph, aber auch der Gatte und Vater nur sehr wenig ins Licht gerückt werden, und es muss eben in der Hauptsache auf die voranstehende Lebensskizze verwiesen werden.

Nur ein paar allgemeine Worte noch über D.s Briefe. Man hatte damals zum Schreiben Zeit; die Briefe enthalten ein wirkliches Stück Leben. Trotzdem klagt dieser fleissige Briefschreiber des öfteren, dass er zu wenig zum Schreiben komme! Die Gegenstände, über die D. sich auslässt, haben immer eine menschliche Bedeutung; Nebensächliches oder gar Klatsch finden wir nie und nirgend in ihnen. Ein so wahrhaft humaner Geist wie D. verstieg sich, selbst dem vertraulichsten Freunde gegenüber, niemals zu Gehässigkeiten gegen seine Gegner; kleinlicher Hass war dieser *pia anima* völlig fremd. Wohl ist er zuweilen verbittert, resigniert, aber er wird nie grämlich, bleibt stets männlich, und wer seine Reden liest, erkennt immer wieder D.s Stolz, ein Preusse und ein Deutscher zu sein, und die Hoffnung auf Erfüllung seiner Ideale in besseren Zeiten. So treten alle Charakterzüge D.s in seinen Briefen hervor, sein herzlicher Familiensinn, sein Freundschaftsbedürfnis, seine rührende Dankbarkeit selbst den kleinsten Geschenken gegenüber, seine tiefe Religiosität und Humanität, seine Mitfreude an anderer Wohlergehen, seine Bescheidenheit, sein Selbsterkennen, seine Freude an der Natur, seine Begeisterung für die Wissenschaft, sein Bildungsdrang, sein Fleiss, mit dem er sich selbst als älterer Mann immer wieder an neue Werke heranmacht, seine Gründlichkeit (leider führt ihn das alles auch zur Ueberarbeitung, die sein Leiden wohl mit verschuldet hat), seine Pflichttreue gegen Amt, Volk und Staat, seine Geradheit und Unerschrockenheit, seine gut deutsche Art, der jedes Streber- und Kriechertum unbekannt ist, sein reges Interesse an den wissenschaftlichen Forschungen und Streitfragen der Zeit, seine Neigung, die ihn bewegenden Probleme in Wort und Schrift auch öffentlich zu vertreten, gelegentlich sogar sein Humor, mit dem er sich selbst in unerfreulichen Lagen zurechtfindet — das alles und mehr spricht zu uns aus seinen Briefen und lässt das Bild eines wahrhaft idealen, deutschen Mannes erstehen, der auch der Verehrung der Nachlebenden sicher sein darf.

## Aus der Wittenberger Zeit.

12. Juli 1836.

[Berichtet über die Taufe seines ersten Kindes, Sophie. Feierliche Stimmung. Heubner]<sup>1)</sup> sprach von der geistlichen Armut als dem Grund der christlichen Vollkommenheit und der Seelenseligkeit . . . Er wusste die Demut als die Seele aller andern christlichen Tugenden . . . nachzuweisen und alles in einen so lebendigen Zusammenhang zu bringen und so kräftig und bewegt zu den Herzen zu reden, dass sich meiner ein seliger Friede bemächtigte . . . Ich konnte meinem lieben Kinde nicht ohne tiefe Rührung in die Augen sehen, indem ich der dunklen Zukunft gedachte, die seiner wartet, und mein vergangenes Leben bis zu dieser fröhlichen Stunde mit meinem Blicke überschaute . . .

[Spricht von der hohen Bedeutung patriotischer Schulfeiern für die Erweckung vaterländischer Gesinnung; urteilt abfällig über die Demagogie.] Es ist durchaus notwendig, dass diese jammervolle Indifferenz, in der sich so viele Menschen und studierende Jünglinge sogar in Bezug auf Vaterland, Staat, Landesvater befinden, aufgehoben und in Liebe, Vertrauen und Begeisterung verwandelt wird. [Ein göttliches Mittel dazu sei die christliche Gesinnung, ein menschliches die historische Erinnerung.]

Undatiert, 1837.

Perthes hat mir heute zum drittenmal geschrieben und mir gemeldet, dass der Druck [des „Gymnasialunterrichts“] rasch vor sich geht, und um den Schluss des Manuskriptes gebeten. Ich stehe mit diesem achtenswerten Mann jetzt in einem doppelten Verhältnisse, in einem commerciellen und in einem gemüthlichen. In meinem zweiten Briefe, mit welchem ich ihm das Manuskript schickte, schrieb ich ihm: Er habe den Claudius verlegt, da stehe ein Wort, das ich mir zur Lebensregel erwählt habe, „Durchdringend wie ein Liebesseufzer und klar wie ein Tautropfen“, und wenn er etwas von dieser Claudiuschen Eigenschaft in meinem Werkchen finden könne, so möge er's verlegen.

Dieses Wort von mir hat ihn sehr gefreut, denn er ist nicht bloss der Verleger des Claudius, sondern auch sein Schwiegersohn, und liebt den alten lieben Boten wie seinen Vater, da er 20 Jahre lang in der innigsten Familienverbindung mit ihm gestanden hat. Das hat er mir geschrieben, und nun hat sich eine ordentliche Correspondenz über Claudius gebildet. Wenigstens enthält sein heutiger Brief — ein voller Briefbogen — mindestens zu zwei Dritteln sehr interessante Nachrichten über Claudius und seine Familie. Nun weiss ich genau, was aus den Kindern des Claudius und den Kindeskindern geworden ist, und du sollst es auch er-

1) Superintendent Dr. Heubner; vgl. die Abhandlung.

fahren, wenn Du hierher kommst. Diese Familie ist ein kräftiger Lebensbaum, der seine jungen, frischen Zweige beinahe über ganz Deutschland verbreitet<sup>1)</sup>.

Vorgestern war Tholuck<sup>2)</sup> hier. Ich sagte ihm von meinem Werkchen . . . und er erbot sich, eine Recension davon in seinem Anzeiger aufnehmen zu wollen, wenn ich ihm nur einen Recensenten verschaffen könnte. Sag', wo bring' ich einen her? Denn Dich zu einer Recension aufzufordern, was ich ehemals mit Rücksicht auf Deine lebendige Einsicht in die Sache tat, halte ich nun doch für unangemessen, da die Leute doch am Ende nicht wüssten, ob Du aus Liebe zu mir oder aus Liebe zur Wahrheit sprächest. Gott sei mir Dir.

Dein Bruder Deinhardt.

6. September 1837.

Morgen reist meine gute Mutter wieder nach Zimmern. Sie ist gerade 4 Wochen bei uns gewesen. Die gute, liebe Mutter! Es wird mich recht dauern, wenn sie wieder fort ist. Mutterliebe ist in allen Fällen etwas Köstliches und Unvergleichliches, aber in dem Wesen meiner Mutter liegt ausserdem noch ein Schatz, der sie in ihren Verhältnissen sehr ehrenvoll auszeichnet. Sie hat durch viel Arbeit und Leid gelernt, stille zu sein in ihrem Gotte und das Leben ruhig und heiter zu gebrauchen; wie es nun eben ist — glücklich oder unglücklich. Sie hat ihre Mutter im ersten Lebensjahre verloren und durch das harte Benehmen einer Stiefmutter sich genötigt gesehen, das väterliche Haus zu verlassen und in Erfurt bei einer Tante (oder wie sie in Zimmern sagen Muhme) Schutz und Unterhalt zu suchen. Sie hat dann als Frau eine Grossmutter, die 7 Jahre hintereinander krank und  $2\frac{1}{2}$  Jahre bettlägerig gewesen ist, besorgt und gepflegt. Sie hat ihr Leben lang die schwersten und anhaltendsten Arbeiten verrichtet und namentlich in den Kriegsjahren, wo wir bald an den Bettelstab gekommen wären, Not und Sorgen aller Art Jahre lang geduldet. An dem Krankenbette meines Vaters hat sie 20 Wochen lang an der Erde neben ihm gelegen und fast keine Nacht ordentlich geschlafen. Zuletzt hat sie 3 Jahre lang eine tief- und starrsinnige Schwiegertochter um sich gehabt und die bittersten Leiden bis zuletzt getragen. Durch alle Leiden und Arbeit aber ist sie glücklich hindurchgeschifft, hat sich durch sie Festigkeit, Ruhe, Gleichheit, ja Heiterkeit des Gemüts errungen und den Glauben an Gott nicht bloss erhalten, sondern erst recht belebt. Mit grosser Gelassenheit sieht sie ihrem Tode entgegen und wünscht nur, dass er eher kommen möge, bevor sie ihr Gesicht verloren hat, was jetzt sehr schwach zu werden anfängt. Sie hat

<sup>1)</sup> Vgl. Deinhardts Schrift über Claudius (1864).

<sup>2)</sup> Friedrich August Tholuck, Professor der Theologie in Halle, Vertreter der pietistischen Richtung.



es uns oft gesagt, wenn sie so abends neben uns sass, wie gut es sei, wenn man in seiner Jugend etwas lerne. Sie hat in der Schule alle merkwürdigen Sprüche der Bibel und wohl mehrere hunderte von Gesangbuchliedern auswendig gelernt und so fest behalten, dass sie jetzt noch alle ohne Anstoss hersagen kann und die Lieder in der Kirche mitsingt, ohne das Gesangbuch gebrauchen zu können, wenn sie nur einigermassen zu den bekannten gehören. Sie hat uns auch ein Lied gesagt, das ihr in grosser Not oft Trost gebracht habe.

Ich habe an meiner Mutter, obgleich sie nur eine Bauersfrau ist, ein lebendiges Beispiel, dass Gottvertrauen und Tätigkeit den Menschen wohlbehalten und mit schönen Gaben reich geziert durchs Leben hindurchführt. Ich sehe an ihr auch, was für ein grosser Schatz und unerschöpflicher Segen darin liegt, wenn ein Mensch in seinen Kinderjahren mit Gott und Gotteswort recht in Gemeinschaft tritt. — Möge der liebe Gott nun meiner lieben Mutter noch ein ruhiges und schmerzloses Alter und einen sanften und seligen Tod geben und sie dann aufnehmen zu seiner ewigen Freude und sie dort nach seiner Gnade ernten lassen, was er sie hier säen liess.

1. Juni 1838.

[H. Schmidt, z. Z. Direktor am Gymnasium Friedland in Mecklenburg, hatte dem Schwager eine Stelle an dieser Schule angeboten.]

... Das fühle ich und weiss es gewiss, dass durch unsre persönliche Gemeinschaft und durch unsere geistige Ergänzung für Deine Schule etwas Gutes erwachsen, und dass namentlich mein Wirken freier werden müsste, als es bisher war, und dass mein Geist überhaupt in Deiner treuen Freundschaft, der ich ohnedies schon die schönsten Tage meines Lebens und die besten Früchte meines Wirkens verdanke, sich kräftig und frei entwickeln müsste. Und wenn ich dieses bedenke, so erfüllt mich allemal eine Sehnsucht, zu Dir zu kommen und mit Dir zu leben . . .

Warum ich aber nicht kommen kann und die jetzigen Verhältnisse, die mir doch im ganzen nicht behagen . . . nicht verlasse, das will ich Dir mit Wenigem nun sagen.

Du erwähnst schon selbst die Anhänglichkeit an den preussischen Staat. Allerdings würde es mir, glaube ich, schwer fallen, einen Staat zu verlassen, den ich von jeher für den Träger der evangelischen Freiheit und der deutschen Wissenschaft angesehen und geliebt habe, und jetzt besonders, wo seine Bestimmung und sein Schutz, den er allen freien Geistern gewährt, so deutlich hervortritt. Indes bindet auch nichts unwiderruflich an denselben fest. Des Deutschen eigentliches Vaterland ist doch Deutschland, und wenn ich im preussischen Staate nicht in der Weise tätig

sein kann, in dem ich tätig zu sein den Beruf in mir fühle, so kann er mir doch kein solches Interesse gewähren, dass ich bleiben möchte. [An Preussen bindet Deinhardt ein objektives Interesse, an Friedland würde ihn mehr ein subjektives — die Freundschaft zu Schmidt — binden: so lehnt er das Anerbieten des Freundes ab.]

9. Juli 1838, abends.

Minchen <sup>1)</sup> und ich sassen eben bei einander auf dem Sopha und sprachen über Euch, die Stavenhagener und Eure ganze Familie. Wie immer bei solchen Gelegenheiten kamen wir auf die verstorbene Mutter zu sprechen, und es wandelte uns beide — besonders Minchen — die Wehmut an, dass doch durch ihren Tod die Familie so zerrissen worden ist. Es ist das Los des Endlichen zu enden, daher hat es seinen Namen, und das bringt sein Begriff mit sich. Betrachtet man aber das Leben und die Geschichte einmal von dieser negativen Seite, es kann einem recht jämmerlich zu Mute werden. Und doch ist's ein falsches Gefühl. Als wenn das Unendliche anders als im Enden des Endlichen zur Erscheinung kommen könnte, und ob nicht auch der Tod eine wesentliche Bedeutung hätte im ewigen Leben? Und bei näherem Nachdenken findet man ja in allem Schmerz doch wieder so viel Erfreuliches.

30. Mai 1839.

Einer Frau steht doch nichts besser, und nichts verklärt ihr Wesen mehr, als eine ungeschminkte göttliche Liebe; und mit dem Manne ist es am Ende auch nicht anders, obschon er in dem reinen Denken auch ein anderes Mittel hat, sich mit Gott in Gemeinschaft zu setzen.

22. April 1840.

Die Ferien sind nun vorüber. Ich habe sie grösstenteils darauf verwandt, mir einen Entwurf zu dem Religionsunterricht in der Prima zu machen. . . . Ich mache drei Teile: a. Von dem Wesen Gottes in sich selbst (Vater, Sohn und heiliger Geist, oder Gott ist die Liebe, Gott ist die Wahrheit, Gott ist die Freiheit); b. von dem Verhältnis Gottes zur Welt (von der Welt-schöpfung, von der Erlösung der Menschheit, von der Heiligung der Gläubigen); c. von dem Leben Gottes in seiner Gemeinde (von dem Reiche der Liebe, von dem Reiche der Wahrheit, von dem Reiche der ewigen Seligkeit.)

---

<sup>1)</sup> Deinhardt's Gattin Wilhelmine, die zweite Tochter des Stavenhagener Predigers Schmidt. Fritz Reuter erwähnt in: „Meine Vaterstadt Stavenhagen“, wie „Minchen Pastors“ und eine andere „liebenswürdige Evatochter“ ihn auf seinen ersten Wegen in die von ihm besuchte Töchter-schule gegen die anderen Mädchen beschützt habe. Denn „Eule unter Krähen zu sein, ist ein schreckliches Los“.

[Hat an Trendlenburg<sup>1)</sup> ein Programm über die Philosophische Propädeutik gesandt; Tr. rühmt die Klarheit, ist aber nicht mit allem einverstanden. Einige Kollegen] meinen, ich solle Professor der Philosophie an der Universität werden . . . Ich höre und lese solches mit vieler Gleichgültigkeit und vermute im Innersten, dass ich als mathematischer Lehrer in Wittenberg sterbe.

Bruchstück, 1841.

[D. hat sich um das Wittenberger Direktorat beworben und war zu einer Besprechung im Kultusministerium.] Nun höre meine Unterhaltung mit dem Minister Eichhorn. Dieser fing . . . gleich damit an, er habe vor kürzerem Gelegenheit gehabt . . . meinen Entwurf zum Religionsunterricht kennen zu lernen und . . . habe Gelegenheit genommen, ihn allen Provinzialschulkollegien zu empfehlen. . . Schulze tat, als wenn er's ganz allein getan . . . Ich erzählte später Schulze wieder (er hatte sich das ausgebeten), was der Minister gesagt, und er merkte den Widerspruch in den Äusserungen und äusserte ärgerlich: Der Mann! Ich glaube, er hat Ihren Bericht nicht einmal gelesen! [Eichhorn hat D. gefallen; er hat nichts Bestimmtes versprochen, doch seine „sehr gute Meinung“ über D. ausgedrückt.] Kortüm war sehr gütig und freundlich . . . Trendlenburg ist ein biederer, besonnener, denkender Mensch. Ich teilte ihm meinen Wunsch [betr. das Direktorat] mit, und er antwortete, das sei ja ein passender Übergang zu der Schulratstelle, die man mir wohl versprochen habe. . . . Im Museum habe ich mich recht erfreut und erhoben. Ein Gemälde von einem Italiener Francia „Die Keuschheit“, eins von Rubens „Maria und Martha“ und eins von Coreggio sind meine Liebe gewesen . . . Das Berliner Leben hat im Ganzen etwas Gedämpftes; die Universität steht auch im Gegensatz mit dem Ministerium, und im Ministerium scheint es auch weder vorwärts noch rückwärts zu gehen. Der Wunsch nach einer Constitution ist dem König widerlich, und doch ist es sehr die Frage, ob nicht so das Ganze Luft und Entwicklung bekäme . . . [Auch H. Schmidt hat sich um das Direktorat beworben; sollte er Aussicht haben gewählt zu werden, so tritt D. sofort zurück, um dem Freund zu helfen. Doch solle er noch keine sichere Hoffnung hegen, denn] erst stösst sich's an den Magistrat, der den Einheimischen genügen soll . . . dann stösst sich's ans Konsistorium, und endlich ans Ministerium, zuletzt an den König (der König hat sich jetzt, wie mir Schulze sagt, die letzte Bestätigung der Direktoren vorbehalten), die alle die Masse von Klagen und Ungeduld der Inländer fürchten, wenn ein Ausländer gerufen wird . . .<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Friedrich Adolf Trendlenburg, Professor der Philosophie in Berlin.

<sup>2)</sup> Schmidt wurde als geborener Mecklenburger nicht gewählt; erst später ist er Direktor des Wittenberger Gymnasiums geworden.

12. Januar 1842.

Nun habe ich auf meine Petition um Verleihung des hiesigen Rectorats folgende Antwort von dem Minister Eichhorn erhalten:

„Ew. Wohlgeboren danke ich hierdurch verbindlich für die gefällige Mitteilung Ihrer interessanten Schrift: Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Da das dortige Gymnasium städtischen Patronats ist und der dortige Magistrat Sie zu dem erledigten Directorate dieser Anstalt nicht in Vorschlag gebracht hat, so bedaure ich, Ihrem Gesuche um Verleihung der fraglichen Directorstelle nicht entsprechen zu können.

Berlin, den 6. Januar 1842.

(gez.) Eichhorn.“

Das ist nun, lieber Freund, das Resultat . . . ein kahles Schreiben ohne Hoffnung und Teilnahme. Du tröstest Dich, lieber Freund, mit dem Willen Gottes . . . und zuletzt fährt man auch so am besten, ich habe aber auch das Menschliche in dieser Entscheidung, die mir nun alle Hoffnung auf eine entwickeltere Zukunft zunächst abschneidet, empfunden. Vor 5 Jahren noch, als schon längst durch innere Notwendigkeit mein Leben die entschiedene Richtung auf das Allgemeine genommen hatte, da wagte ich noch nicht den Wunsch zu hegen und noch weniger auszusprechen nach einem Rectorate . . . 1837 schrieb ich das Buch, und ohne all mein Zutun machte man mich von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam, ich müsste Director werden; eine Reihe mit warmer Überzeugung mir beistimmender Urteile erschienen öffentlich, und ich dachte damals ernstlich, dass ich nicht unbescheiden wäre, wenn ich hoffte, zur Leitung einer Anstalt berufen zu werden. Aber ich sprach es gegen niemanden aus, sondern das Ministerium introducierte mich . . . Man richtete drei Rescripte an mich, wo meine Sachen als massgebend in der Gymnasialpädagogik aufgestellt . . . wurden. Schulze bestimmte mich zum Director, dann zum Schulrat . . . hielt einen Vortrag darüber im Ministerium und nannte schon Stettin als den Ort meines Wirkens . . . und nach diesen grossen Hoffnungen . . . lässt man mich so ganz fallen und tut, als wenn das garnicht vorausgegangen wäre. Ein solches Benehmen, in dem ich Treue vermissee, kränkt mich und stimmt mich zur völligen Resignation.

Undatiert, etwa 1843.

[Hat seine Philosophische Propädeutik — Psychologie, Logik und Geschichte der griechischen Philosophie — fertiggestellt] und es ist so ein Volumen zusammen gekommen, das wohl 24 bis 26 Druckbogen gäbe und als Vorschule der Philosophie gewiss vielen erwünscht käme; aber ich habe von Duncker in Berlin,

dem ich den Verlag anbot, eine abschlägige Antwort bekommen, weiß die Philosophie namentlich auf Gymnasien nicht mehr befördert werde, und weil er schon zwei solche Bücher in seinem Verlage habe, nämlich Hegel und Heinsius, aber das will nichts sagen. Ich hatte ihm schon geschrieben, dass die Methode, in der ich's behandle, eine andere sei, aber was denkt ein Buchhändler an die Methode! <sup>1)</sup>

Undatiert, vierziger Jahre.

Auf der einen Seite ist das Kirchliche immer mehr beseitigt und auf der andern so sehr in den Mittelpunkt gestellt worden, dass mehr von Kirchenbesuch als religiöser Gesinnung, mehr von Geistlichkeit als Geistigkeit die Rede ist.

Undatiert, vierziger Jahre.

Vorigen Freitag feierten wir das Geburtstagsfest unseres Königs. Ich hatte die Rede übernommen für Wensch, der sich gar zu sehr durch dieselbe gedrückt fühlte. Sie handelt von dem Ziel und dem Werte der Gymnasialbildung und dauerte eine Stunde. Im ganzen verursachte sie mir ein befriedigendes Gefühl, und andere sagten dasselbe. Ich habe besonders den Zusammenhang der wissenschaftlichen Bildung und des deutschen Patriotismus hervorgehoben . . . Heubner war zugegen und hat bei drei Stellen der Rede den Kopf geschüttelt; nämlich weil ich die wahre wissenschaftliche Bildung die höchste Form der Sittlichkeit nannte, sodann als ich die Union einen insofern folgenreichen Gedanken nannte, als sie die wahre Religiosität über den confessionellen Gegensatz erhob, und endlich, als ich von den neuesten deutschen Dichtern sagte, dass sie sich in künstlerischer Vollendung den Alten an die Seite stellten und in ihrer Innigkeit sich als Söhne des Christentums bewährten. Er hat sich aber nicht weiter darüber geäußert. —

Aus der Bromberger Zeit.

10. Oktober 1847.

Nun ist die schwerste Zeit des Jahres wiederum glücklich vorüber, und ich kann wieder frei aufatmen . . . Die öffentliche Entlassung [der Abiturienten] war mir auch diesmal wieder ein feierlicher Act. Es war sehr viel Besuch da, und zwar viele aus den höchsten Kreisen, auch der General Wedell. Ausser der lateinischen Rede, die ich übrigens das nächstmal wohl als einen interesselosen Ballast wegwerfen werde, wurden noch zwei deutsche Reden gehalten . . .

Ich finde in der [gegenwärtigen] Zeit alles praktisch und politisch, und diese Richtung ist auch unter den Schülern so all-

<sup>1)</sup> Das Buch ist nie erschienen.

gemein, dass ich nichts Zweckmässigeres weiss, als sie wenigstens so zu leiten, dass sie sich in der Liebe zum deutschen Vaterlande einen würdigen Ausdruck gibt. Meine Primaner sind daher auch alle deutsche Patrioten, und ich nähre diesen Geist geflissentlich und gebe namentlich zu den deutschen Aufsätzen solche Themata, die den Sinn dafür ausbilden.

25. Dezember 1847.

Ich denke manchmal daran, dass es doch nicht recht ist, dass wir so selten an einander schreiben. Neulich habe ich mit grossem Genusse den Briefwechsel Schillers und Körners gelesen; das ist ein Briefwechsel, wie er verhältnismässig unter allen Freunden bestehen sollte, da hat man in der frischesten Form eine Geschichte des individuellen Lebens, das äussere so gut wie das innere . . .

Meine Ansichten über die Brüdergemeinden haben sich doch seit jener Zeit, wo wir alle so sehr dafür schwärmten, etwas geändert. Das Leben in denselben erscheint mir als das protestantische Klosterleben und hat alle Licht- und Schattenseiten, welche die Klöster im Mittelalter hatten. Im ganzen ruht doch das Herrnhuterwesen auf einer beschränkten, ja grösstenteils engherzigen Weltanschauung, und das Ideal der Vollkommenheit besteht meist darin, dass die Welt geflohen wird, statt in ihr sich von ihr frei zu erhalten und sie zu einer Wirklichkeit des Gottesreiches umzubilden zu helfen . . .

[Bedauert die nervöse Erkrankung eines Wittenberger Gymnasiallehrers.] Im ganzen betrachte ich auch ihn als ein Opfer des Drucks, der auf den meisten Gymnasiallehrern lastet. Du hebst aus meinem Aufsätze in der Gymnasialzeitung lobend hervor, dass ich auf diese Not hinweise, und schreibst, dass du selbst in Deinem Jahresbericht die Sache zur Sprache gebracht habest. Ich glaube allerdings auch, dass es unsere Pflicht ist, zu reden; aber so weit ich die Sache kenne, sind das alles nur verhallende Laute. Wenn die Schule anpocht, da sind immer alle Kassen leer. Für Militär und Geistlichkeit findet sich immer noch Geld, aber die Schule wird übergangen. Ich finde sogar Anzeichen genug, dass man ihr nach unserem jetzigen politischen Prinzipie misstraut und die freie Verstandesbildung, die den Menschen allerdings auf eigene Füsse stellt, überhaupt nicht begünstigt. [Eine andere Not der Gymnasien sei das Überwiegen des Formalen; das freie Lateinschreiben und Lateinsprechen sei nicht länger zu halten: Die deutsche Sprache und Literatur müsse den Schwerpunkt des gesamten Unterrichts bilden. Trotz aller Misslichkeiten unterrichte er mit Lust und finde auch bei den Schülern Interesse, zumal für die vaterländische Literatur.] Aber was machen mir diese Stunden auch für Mühe, namentlich die Correctur der

deutschen Arbeiten. In Tertia habe ich 45 Schüler und alle 3 Wochen eine deutsche Arbeit, unter denen nicht wenige drei Bogen einnehmen. Neulich berechnete ich, dass ich 23 Stunden corrigierte.

Undatiert, März 1848.

Lieber Schmidt! Wie gern spräche ich Dich doch jetzt einmal bei diesen ungeheueren Umwälzungen und Bewegungen der Welt! Das ist das Üble, wenn man so weit abwohnt, dass man so auf sich selbst gestellt ist. Was sagst Du denn nur zu dieser furchtbaren Zeit? Als ich Dir das letztemal schrieb, da erhielten wir gerade die Nachricht, dass in Frankreich die Republik proklamiert war. Was ist nun seit der Zeit alles geschehen! Ganz Deutschland ist in der fieberhaften Bewegung, heute kommt sogar die Nachricht, dass in Wien eine Revolution ausgebrochen ist. Ich sehe nun allerdings in diesen Bewegungen nichts Böses, sondern nur die notwendigen Folgen der bisherigen retrógraden Politik, und andererseits ein Mittel, unser liebes Deutschland frei, einig und gross zu machen, und wir werden ohne Zweifel ehestens das grosse Schauspiel eines deutschen Nationalparlaments haben, in welchem alle deutschen Volksstämme endlich eins sein und als das grösste und herrlichste Volk der Welt nach innen und nach aussen sich betätigen werden. Ich sehe daher in dem Allen nur den Anfang einer neuen, eine weltgeschichtliche Epoche bildenden Entwicklung unseres Vaterlandes, die Zeit, wo der Kaiser Friedrich Barbarossa aus dem Kyffhäuser hervortritt und die Nation in ihre alte und ihr nach Lage, Grösse, Bildung, Gesittung und Geschichte gebührende Würde einsetzt. Aber im Einzelnen wird manches darunter leiden, damit im Ganzen so Grosses geschehe. Ich wenigstens mache mich auf alles gefasst und habe es hier viel mehr Ursache, so zu denken, als Ihr mitten in Deutschland. Denn kaum ist es zu bezweifeln, dass auch die Polen wieder losbrechen oder dass die Russen einfallen. In beiden Fällen wäre meine Wirksamkeit hier abgeschlossen. Denn bekommen die Polen die Oberhand, so werden alle Stellen, namentlich die an der Spitze von Anstalten, neu besetzt; schon das Vorigemal<sup>1)</sup> haben sie auch mir einen Nachfolger in der Person eines gewissen Lukaczewski bestimmt gehabt, und jetzt erst recht würden sie mich fortjagen, wenn sie die Oberhand erhielten; aber noch schlimmer würden wir es haben, wenn die Russen kämen, möchte es sein als Freunde oder als Feinde, denn in beiden Fällen sind sie unausstehlich. Auch in diesem Falle wäre kein Bleiben für uns. Und wie leicht ist es, dass einer von beiden Fällen kommt und wir also fortmüssten, denn auch die Russen stehen, wie hier all-

1) 1846.

gemein gesagt wird, mit 160 000 Mann an der Preussischen Grenze. Drum, lieber Schmidt, überlege Dir vor der Hand, was mit uns werden soll, wenn wir zu Euch kommen müssen; ich denke doch, dass irgend eine Schulmeisterstelle vacant sein wird, oder ich stifte in Berlin eine Vorbereitungsanstalt für das Gymnasium; oder ich unterrichte privatim in den Schulwissenschaften oder schreibe für ein Journal. Vielleicht komme ich dir ordentlich phantastisch vor, dass ich so von der Zukunft spreche, aber es liegt wirklich nicht so fern, und 8 Tage der jetzigen Zeit wiegen ja so viel, wie sonst oft Jahrhunderte. Also, lieber Freund, suche mir nur einen Winkel mit aus, wo ich mit den Meinigen mich niederlassen kann, wenn mich die Bewegung von hier fortschleudert; meine Ansprüche sind sehr mässig, und ich werde alles, was mich nur notdürftig mit den Meinigen ernährt [annehmen]. Das versteht sich von selbst, dass ich von hier nur im äussersten Notfalle fortgehe, d. h. wenn ich physisch oder moralisch muss.

Die Gemütsbewegung ist hier ausserordentlich gross; alles brennt auf die Zeitungen, und die Conditoreien sind mit Lesern angefüllt. Ich lese davon regelmässig täglich zwei: die Heidelberger Deutsche von Gervinus und die Augsburger Allgemeine; und oft auch noch die Vossische, die Cöllner und bisweilen die Schlesische.

Einen Streit, den ich bei dieser Bewegung mit dem Generalleutnant von Wedell dieser Tage gehabt habe, muss ich dir doch noch erzählen. Er ist lehrreich in Bezug auf die polizeiartige Stellung, die sich das Militär in unserem Staate zu geben sucht, und wie man sich vor ihm in Acht zu nehmen hat. Ich gehe neulich in ein Concert, welches zum Besten der Kinderbewahranstalt gegeben wird, und grüsse von meiner Loge aus den General Wedell, der etwa 4—5 Logen weiter sitzt, so dass er recht gut wusste, dass ich da war und an welcher Stelle. Im Zwischenacte kommt er ganz ungewöhnlich herüber und geht in eine Loge, die dicht neben der meinigen war, zu einem Oberst und fängt da in Gegenwart einer Menge von Menschen an, auf einen Gymnasiallehrer zu schelten, seine Ungeschicklichkeit zu tadeln und zu erwähnen, dass ihm vom Schulcollegium müsse ein Verweis gegeben werden, weil er in der Klasse die Zeitung vorgelesen, wo von der französischen Revolution gestanden. Ich konnte fast jedes Wort verstehen und schrieb daher sofort an ihn, mir den Lehrer zu nennen und näher zu bezeichnen, was er getan und gesagt, was er mit einer so öffentlichen Rüge zu belegen sich veranlasst gefunden — natürlich formell sehr höflich, aber der Sache nach so gehalten, dass er meine Unzufriedenheit über eine solche Ungeschicklichkeit von seiner Seite recht durchfühlen musste. Darauf schickt er sogleich einen Adjutanten zu mir und lässt mich bitten, zu ihm zu kommen. Das verdross mich von



neuem, und ich liess ihm widersagen: heute habe ich keine Zeit, sondern Amtsgeschäfte, morgen wohl auch nicht, übermorgen aber vielleicht, und im bejahenden Falle werde ich kommen. Am dritten Tage ging ich nun wirklich zu ihm und sagte ihm meine Meinung, dass ich gewünscht hätte, dass er's mir unmittelbar gesagt, dass ich's für sehr unrecht halte, einen Lehrer zu verurteilen, ehe die Tatsachen festgestellt pp. Er aber sagte mir: Der Oberlehrer Breda sei gemeint, der habe nach der Angabe des Neffen eines Obersten in der Klasse aus der Zeitung vorgelesen. — Und nun untersuche ich die Sache, und es ist kein Wort wahr daran, sondern Breda hat die Zeitung seiner Familie, zu der der Knabe, der Neffe des Obersten Korff, als Pensionär gehört, vorgelesen, und hat einmal in der Klasse, wo er Geschichte hat, vor dem Beginn der Stunde mit zwei Worten erwähnt, dass Louis Philipp Frankreich verlassen und die Republik ausgerufen sei. Das hat man zusammengemischt, und die hohe Polizei (das soll das Militär im ganzen Lande sein) hat dem Gymnasium sogleich ein Verbrechen daraus gemacht! —

Nun lebe recht wohl, teuerster Freund, und schreib' mir recht bald wieder, ich sehne mich danach. Du bist doch gesund? Dein treuer Freund D.

7. August 1848.

Vorgestern bin ich wohlbehalten hier [in Bromberg] angekommen . . . Auch viele andere haben mir in diesen beiden Tagen es zu fühlen gegeben, dass ich ihnen etwas bin, und so mag's dann gut sein, obgleich ich auf meiner Reise Sachsen und Thüringen wieder so lieb gewonnen habe, dass ich doch lieber dort ein ähnliches Amt bekleidete.

Vieles hat sich seitdem hier verändert; auch hier hat das Preussenfieber mittlerweile sehr um sich gegriffen und zwar um so mehr, als manche, die einen deutschen Patriotismus haben und ihn zu begründen verstehen, in der Zeit verweist waren, wie der Regierungsrat Hoffmann und mein Kollege Fechner. Krüger ist in den letzten Tagen sogar von der Schleuse weggeblieben, weil er es vor lauter Zopfpreussentum nicht hat aushalten können. In Posen dagegen, wo die öffentliche Meinung fester ist, ist man ganz für Deutschland.

[Berichtet von seinem kurzen Aufenthalt in Berlin.] Schulze und Kortüm<sup>1)</sup>, die ich sprach, haben keine sichere Stellung zur Zeit. Da ich den Dienstag kam und den Freitag abreiste und an diesen Tagen gerade die Sitzungen der Nationalversammlung sind, so konnte ich auch einer solchen nicht beiwohnen. Dagegen habe ich die Strassenkrawalle unter den Linden und die Kämpfe

<sup>1)</sup> Geheime Räte im Kultusministerium.

der Studenten gegen das Preussentum und die preussischen Fahnen mit erleben müssen. [Die Unruhen fanden gewöhnlich von 8 Uhr abends bis 2 Uhr nachts statt; die Studenten] stürzten oft mit argem Geschrei in die Charlottenstrasse herein, und es wurden unter meinen Augen Verhaftungen vorgenommen<sup>1)</sup>. Die neuen Schutzmänner waren der Gegenstand des Angriffs und der Verspottung. Das Institut erscheint mir selbst auch haltungslos. Es besteht aus 2000 Männern (auf 4 Häuser Berlins immer einer); das ist viel zu viel Polizei, und es kostet jährlich eine halbe Million.

7. Juli 1849.

[Berichtet von geplanten kleineren Ferienreisen; will Danzig der Cholera wegen nicht aufsuchen und ihr nicht,] ohne von einer besonderen Pflicht getrieben zu sein, in die Arme laufen. Es ist genug, dass man mit diesem Ungetüm an einem Orte zusammen ist, wo man pflichtgemäss seine Heimat hat. Als wir sie vor dem Jahre so stark hier hatten, habe ich mich zwar niemals geängstigt, sondern gerade gefunden, dass ich in Lebensgefahren vorzugsweise Mut und Lebensfreudigkeit habe; aber das plötzliche Sterben von Leuten, die man kurz zuvor gesund und kräftig gesehen hat, und das Zagen der um ihr Leben Besorgten hat dann doch etwas Unheimliches . . .

Mit der Politik bin ich ganz zerfallen. Wenn ich nicht ganz irre, so ist's mit unsern grossen Hoffnungen für Deutschland auf lange wieder aus, und Deutschland kommt wahrscheinlich unter die russische Knute. Ob's jemals sich wieder erhebt? Ich wünsche und hoffe es von ganzer Seele; wenn ich aber das feige und treulose Geschlecht, was bei uns sein Wesen treibt, betrachte, so befällt mich ein bitterer Zweifel und ein tiefer Unwille.

Im Innern von Deutschland ist nun zwar die Gesinnung besser als hier bei uns im allgemeinen, da die hier herrschende, wenigstens unter Beamten, Militärs und Geistlichkeit herrschende Gesinnung — die Gesinnungslosigkeit ist, die ihre Parole von den Machthabern empfängt und alles denunziert und schamlos verleumdet, was nicht ohne weiteres das für gut und wahr hält, was die Macht für gut und richtig erklärt. Aber abgesehen von solchen Menschen, was tun unsere Ersten und Besten der Nation? Gagern, Dahlmann und andere widerrufen in Gotha ihre Beschlüsse, die sie in Frankfurt gefasst haben<sup>2)</sup>!! Es gibt keinen kräftigen und hervorragenden Mann in der Nation, das ist das Unglück;

<sup>1)</sup> Deinhardt wohnte in einem hier gelegenen Gasthof.

<sup>2)</sup> So fasste man damals in liberalen Kreisen vielfach das Verhalten der „Gothaer“ auf und bezichtigte sie der Feigheit und Treulosigkeit. In Wirklichkeit handelte es sich bei den Gothaer Beschlüssen um einen praktischen Versuch, von der Frankfurter Reichsverfassung zu retten, was irgend zu retten war.

Männer wie Luther, Lessing und Fichte scheinen ein für allemal ausgestorben zu sein und ein Geschlecht von Pygmäen entstanden, das sich etwa in einem modernen west- oder gar oströmischen Kaiserreiche noch einige Jahrhunderte hinschleppt.

26. August 1849.

Dass Du an Kortüm geschrieben hast, ist gewiss recht gut; er sieht wenigstens aus dem Briefe, dass Du eine wesentlich andere Meinung von meinen politischen Überzeugungen hast, als er hat. Ich muss übrigens befürchten, dass man mir etwas anhängt, da der jetzige Provinzialschulrat in Posen<sup>1)</sup> so illiberal ist in seinen politischen Ansichten. Wie weit man in Bezug auf mich geht, weiss ich nicht; ich muss es ruhig erwarten und kann mich nur mit der Überzeugung trösten, dass ich in allen meinen Worten und Werken, die sich auf die Politik beziehen, nur das wahre Wohl des Vaterlandes vor Augen gehabt habe. Lucas war sichtlich nur deshalb hierher geschickt, um Erkundigungen über meine politischen Ansichten einzuziehen; auch schien ihm insinuiert zu sein, die Disziplin sei schlechter geworden, was in keiner Art der Fall ist, und er machte aus Kleinigkeiten ein grosses Wesen, z. B. legte er ein grosses Gewicht darauf, dass ein Teil der Schüler rote Mützen trägt, was übrigens schon über zwei Jahre der Fall ist, und dass auf dem Schulsaale eine deutsche Fahne stand, keine preussische; auch fand er das Drängen beim Herausgehen in der Zwischenstunde zu stark, während es bei fast 300 Schülern durch eine enge Tür nicht anders sein kann. Über die Leistungen sprach er sich mehrfach günstig aus . . .

Das Goethefest wird hier sehr solenn begangen; abends im Theater durch Aufführung eines kleinen Stückes von Goethe, Declamationen, Gesänge, lebende Bilder u. s. f. Wir halten Reden, und der vereinigte Seminaristen- und Gymnasiastenchor trägt Gesänge vor. Mit meiner Rede bin ich heute morgen fertig geworden; sie wird von den Hauptelementen von Goethes Dichtergrosse handeln. Die Schülerreden behandeln folgende Themata: 1. Die hauptsächlichsten Entwicklungsepochen in dem Leben Goethes; 2. Iphigenia auf Tauris als dramatisches Kunstwerk; 3. über den Grundgedanken von Werthers Leiden; 4. über den Charakter der Mutter in Hermann und Dorothea.

Vielleicht ist's bald nicht mehr erlaubt, sich für Goethe öffentlich zu enthusiasieren, da er doch gar nichts spezifisch Preussisches hat, sondern aus dem universellen deutschen Herzen und Geiste herausgeschrieben hat.

10. Januar 1850.

[Berichtet über die Festtage; zu Sylvester hätten die Kinder Körners „Gouvernante“ aufgeführt; fürchtet, dass die Freunde aus

<sup>1)</sup> Lucas.

Bromberg versetzt werden könnten.] Wenn diese nun uns entführt würden, was wäre uns denn Bromberg — Bromberg ist mir nichts, und jede Stadt im Mitteldeutschen wäre mir lieber.

30. September 1858.

[Hat die holländische Übersetzung seines Buches über den Gymnasialunterricht empfangen.] Das Buch floss ja doch vor 20 Jahren so recht aus dem Innersten meines Geistes und Herzens, und ich habe mit demselben nichts gesucht als die Wahrheit, und daher ist es mir doch recht erfreulich, dass es auch in anderen lebt und wirkt. Ich weiss nicht, lieber Schmidt, ob Du bemerkt hast, dass es in den beiden letzten Jahren wieder öfter citiert wird, und dass ich überhaupt wieder öfter als einer der Vertreter des Gymnasialunterrichts erwähnt werde . . . Einige Jahre nach seiner Erscheinung wurde das Buch viel erwähnt, aber etwa von 1848 ab schnitt es ganz ab, und bloss Du . . . bliebst dem Buche treu und kamst hier und da {in Deinen Aufsätzen darauf zurück und verwarfst es nicht<sup>1)</sup>.

29. September 1859.

Ich hatte in den letzten Wochen recht arbeitsvolle Tage, und vorgestern Abend, nachdem ich die Abiturienten entlassen hatte, fiel ich so abgemattet auf das Sofa, als wenn ich nun alle organische Kraft völlig verausgabt hätte. Aber ich stellte mich schnell wieder her und war schon den anderen Tag wieder heiter und gesund. Da wir 5 Abiturienten, die bei der politischen Unruhe<sup>2)</sup> schon Anfangs des August zum stehenden Heere eingezogen werden sollten, zu Anfang des Juli bereits entlassen hatten, so blieben diesmal nur 3 Abiturienten zu entlassen, die gerade die besten von allen waren, und von denen endlich einmal auch zwei Theologie studieren wollen. Ich hielt einmal eine Rede pro domo, indem ich die Gründe ausführlich entwickelte, weshalb wir zur Bildung der Jünglinge, die dereinst die Leiter im Staat- und Volksleben werden sollen, als Hauptunterrichtsmittel die alten Sprachen und ihre Literatur in Anwendung bringen. Hier nämlich sind viele ganz anderer Meinung, und die hier bestehende Realschule<sup>3)</sup> beruht auf dieser entgegengesetzten Meinung, dass auch ohne alte Sprachen eine eben so vollendete und noch vollendetere Bildung zu erlangen sei. Wir

<sup>1)</sup> Übrigens hatte D. selbst, z. T. entsprechend seiner inneren Änderung, z. T. durch Erfahrungen des praktischen Schulbetriebes veranlasst, seine Ansichten über das Gymnasium vielfach geändert; so verwarf er, je älter er wurde, umso bewusster den lateinischen Aufsatz; die lateinische Schülerrede bei Festlichkeiten schaffte er ab.

<sup>2)</sup> Mobilisierung des preussischen Heeres anlässlich des österreichisch-italienischen Krieges.

<sup>3)</sup> Das heutige Königliche Realgymnasium.

kommen freilich vor lauter lateinischen und griechischen Exerzitien und lateinischen freien Arbeiten auch nicht recht zur Vertiefung in die Charaktere, sondern bleiben in der Form hängen. Wenn man uns nur einmal erlauben möchte, den Gymnasialunterricht nach meinen Ueberzeugungen einzurichten, da sollte das klassische Altertum zu Ehren kommen; aber daran ist nicht zu denken, solange Wiese<sup>1)</sup> an der Spitze steht, mit diesem bin ich ganz uneins, und viele andere sind es auch, so dass früher oder später ein Sturm gegen ihn ausbrechen wird.

22. Mai 1863. [Nach dem Tode seiner Gattin.]

. . . Uns hat dieser Tod aufs tiefste erschüttert, und wir sind in den ersten Tagen völlig trostlos gewesen, und ich insbesondere habe das Gefühl gehabt, dass es mit meinem Lebensglück nun völlig vorüber sein müsse. Aber . . . sollte man sich nicht in ihrer Seele freuen, dass sie von allen diesen Übeln erlöst worden ist, wie sie sich selbst bisweilen den Tod wünschte, den sie bei ihrem gottergebenen Sinne und christlichem Glauben auch sonst mit Ruhe entgegenging . . . Meine Frau war eine der edelsten Persönlichkeiten, die ich kenne, und uns war sie eine unerschöpfliche Quelle von Liebe und Güte. Ein Freund namens Lenz<sup>2)</sup>, der 25 Jahre lang in unserem Hause aus- und eingegangen ist, ein Prediger und dazu ein reiner Verstandesmensch, schrieb mir gestern, er habe in meiner Frau das höchste Muster edler Weiblichkeit verehrt, und er hat Recht<sup>3)</sup>.

7. Juli 1865. [Aus Sassnitz auf Rügen].

So sind wir denn nun auf der alten deutschen Insel, und ich sitze am Fenster unserer Stube, von wo aus man das ganze Meer übersehen und sein Rauschen hören kann. . . Die Einrichtungen [des Badeortes] aber sind noch äusserst mangelhaft, oder vielmehr es sind erst die Urzustände eines Bades vorhanden. Es sind keine Handwerker hier, auch kein Barbier, so dass mir heute ein Dr. Braun aus reiner Barmherzigkeit mit meiner Verlegenheit meinen Bart abgenommen hat. . . Den ersten Abend war ich ganz verzweifelt über alles, was ich nicht fand, aber als ich die äusserst schönen Umgebungen des Ortes kennen lernte, da versöhnte sich das Gemüt mit sich selbst . . . Eine solche liebliche Verbindung von Meer, Hügel, Wald und fruchtbaren Feldern wird es in der Welt nicht oft geben. . .

<sup>1)</sup> Ludwig Wiese, Referent für das höhere Schulwesen im Kultusministerium, Nachfolger von Joh. Schulze.

<sup>2)</sup> Pfarrer an der Strafanstalt in Krone a. d. Brahe.

<sup>3)</sup> Es liegen noch mehrere Briefe Deinhardts sowie eine Art biographischen Versuches über seine Gattin vor, die uns ein wunderschönes Bild der Verstorbenen zeichnen. Ich gedenke, da hier der Platz fehlt, an anderer Stelle diese Jugendgespielin Fritz Reuters näher zu charakterisieren.

28. September 1866.

. . . Derjenige ist ein vollkommener Mensch, der da weiss, was er will, und der das will, was er als das Beste weiss. Ueber die menschliche Seele muss ich mich doch oft recht wundern, wie da alles zusammenhängt, was da für Gegensätze sich finden, und was dann doch auch für eine Klarheit und Einfachheit herrscht. Mir geht es wie unserem alten Plato, indem mich das Bild nach aussen nur mehr verwirrt, während der Blick in das innere Getriebe des Geistes mich durch und durch harmonisch stimmt und hoch erfreut. Dass uns das Rätsel und Mysterium des Geistes in der eigenen Seele so einfach und klar dargelegt worden ist, das betrachte ich als ein rechtes Glück des Lebens und als eine besondere Gnade des höchsten Wesens. Alles andere ist unbedeutend, damit verglichen, höchstens noch die uneigennützigte Liebe zu einem Menschen, wenn sich nichts Sinnliches einmischt. Manchmal macht mich doch auch dieses Gefühl recht glücklich, und dass ich an Dir einen treuen Freund habe, das rechne ich zu den grössten Schätzen meines Lebens; doch bin ich viel leichtsinniger als Du und lasse mich durch meine lebhaftte Empfindung dahin und dorthin reissen, wovor Du mehr gesichert bist. Aber: *Naturam expellas furca, tamen usque recurret.* —

